

# Briefe

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **68 (1988)**

Heft 9

PDF erstellt am: **12.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## «Das Märchen von der ‹viersprachigen Schweiz›»

*In den «Schweizer Monatsheften» vom Juni 1988 stellten wir ein Thesenreferat von Wilhelm Solms zur Diskussion, das dieser zur Einleitung eines Podiumsgesprächs anlässlich schweizerischer Literaturtage in Marburg gehalten hat. Die pointierte Darstellung bewog zwei Leser und Mitarbeiter unabhängig voneinander zu Widerreden.*

### Im Konflikt mit den Fakten

Prof. Dr. phil. Wilhelm Prinz zu Solms-Lich hat anlässlich der schweizerischen Literaturtage in Marburg vor jungen Autoren aus der Schweiz unter dem provokativen Titel «Das Märchen von der ‹viersprachigen Schweiz›» ein Thesenreferat gehalten, das nicht unwidersprochen bleiben sollte. Denn es enthält eine so erdrückende Menge von unrichtigen Informationen, dass sich der nüchterne Schweizer ob solcher Fehlleistung sehr verwundert.

Wenn hierzulande von der «viersprachigen Schweiz» die Rede ist, so schliesst niemand die abwegige Vorstellung mit ein, jeder Schweizer sei imstande, nebst seiner Muttersprache auch nur eine weitere Landessprache zu sprechen oder zu verstehen. Genau dies scheint jedoch der muntere Thesen-Referent der Abbréviatur «viersprachige Schweiz» als Aussageinhalt unterlegt zu haben, um alsdann seine eigene Fehlinterpretation — in diesem Sinne durchaus zu Recht! — als «Märchen» zu bezeichnen. In Wirklichkeit besteht das kulturelle Selbstverständnis der Eidgenossen eben gerade darin, ein nüchternes, aber doch überzeugtes Ja zu sagen zum Nebeneinander von mehreren Sprachen und Kulturen in einem

Land, das diese Sprachen und Kulturen in voller Freiheit sich entfalten lässt, das es aber dank gereifter politischer Kultur verstanden hat, die kulturell sich unterscheidenden, je in verschiedenen Regionen wohnhaften Volksteile zu einer politischen Nation auf Dauer zu vereinen. Eine solche Einsicht vermöchte ein deutscher Dozent für Kommunikationswissenschaft und Mediendidaktik aus einer leicht verfügbaren reichhaltigen Literatur zum Selbstverständnis der Schweiz ohne Umwege zu gewinnen. . . .

Stichwortartig seien hier die unrichtigen Informationen aneinandergereiht: Der Unterricht in der zweiten Landessprache beginnt in den meisten Kantonen der Deutschschweiz (leider!) immer noch erst im 7. Schuljahr und zumeist nur in der anspruchsvolleren Stufe. Der «berntreue», mehrheitlich protestantische Teil des Juras spricht eben gerade französisch und nicht deutsch, und die jahrzehntelangen heftigen Auseinandersetzungen, die 1978 zur Gründung des Kantons Jura führten, sind auf politisch-kulturelle-konfessionelle-sprachliche Inkompatibilitäten mit dem grossen alten deutschsprachigen protestantischen

Kanton Bern zurückzuführen, dem der katholische Nordjura durch Diktat des Wiener Kongresses 1815 künstlich eingefügt worden war. Italienisch sodann ist selbstverständlich echte schweizerische Landessprache, die aber nur im Tessin und in einigen Bündnertälern gesprochen wird, wie ja auch Deutsch und Französisch nur in den entsprechenden Sprach-Regionen Umgang- und Schriftsprache sind. Und wenn, leider! zuviele junge Schweizer lieber Englisch lernen als auch nur eine zweite Landessprache, so liegt der Grund vor allem im ansteckenden, europa- und weltweiten zivilisatorischen Siegeszug der englischen Sprache und gewiss nur zum geringen Teil «in der Verflechtung der Schweiz in den internationalen Geld- und Warenverkehr», die ohnehin nur ein kleiner Prozentsatz jugendlicher Schweizer als eigene Realität erfährt.

Völlig realitätsfremd ist die Darstellung der «schweizerdeutschen Sprache», die der waghalsige Referent als Mischung des «Züritütsch» mit den Dialekten der in Zürich Zugereisten, durchsetzt mit hochdeutschen und englischen Ausdrücken, bezeichnet und sie

als «Neoschweizerdeutsch», als deutschschweizerische Standardsprache, deklariert. Wenn auch mancherorts eine gewisse Gefahr nach dieser Richtung bestehen mag, zum Glück ist sie (noch?) nicht Wirklichkeit geworden. Ein mehrwöchiger Aufenthalt in der Schweiz und ein helles Ohr für die bestehende Vielfalt der Dialekte in der Deutschschweiz hätte den Kommunikationswissenschaftler rasch eines Besseren belehrt! — Die Mundartwelle, freilich in ihrer authentischen Vielfalt, hat andere Quellen als die Haltung der «Einigelung»; sie steht dem europa-weiten Phänomen des Regionalismus nahe, den man vermutlich auch in der Bundesrepublik registrieren kann. Dass sie — als Nebenfolge — Sprachbarrieren zu den andern Sprachgebieten der Schweiz zu errichten droht, stellen wir mit Bedauern fest; dass diese leidige Nebenfolge aber gerade «der Zweck der Übung» sei, kommt einer frivolen Verzerrung der Wirklichkeit gleich.

Was haben sich die jungen Schweizer Autoren wohl gedacht, als sie sich diese merkwürdigen, realitätsfremden Thesen anhören mussten?

*Walter Gut*

## Vom Nutzen und Nachteil eines Thesenreferats

«Nationale und sprachliche Einheitlichkeit kann eine Stärke sein, nationale und sprachliche Vielfältigkeit ist es immer.» Der Satz stammt von Joseph Roth, mithin von einem Ausländer. Ihm wird Wilhelm Solms kaum vorwerfen können, «die sprachliche und kul-

turelle Situation der Schweiz zu idealisieren» («Das Märchen von der <viersprachigen Schweiz>», *Schweizer Monatshefte*, Juni 1988). Kein «Schweizer Sprach- und Literaturwissenschaftler» also, sondern ein in Galizien geborener österreichischer Schriftsteller,

und zudem ein Jude und ein Emigrant. Aber vielleicht doch einer, der die sprachlich-kulturelle Situation in der alten Monarchie idealisierte? These gegen These: Er hat den österreichischen Plurikulturalismus als positiven Lebenswert und als Chance gelebt, erlebt und entsprechend benannt — voilà tout. Natürlich kann Plurikulturalismus auch negativ erlebt werden. Aber etwas persönliche Erfahrung braucht es allemal, die Theorie kommt meist hinterher. Das Augurenlächeln der Betroffenen, ich habe es im Umgang mit frankokanadischen, belgischen oder slowenischen Kollegen oft erkannt. Eine wissenschaftliche Analyse mag dann versuchen, die vielfachen Implikationen zu bestimmen und abzuwägen. Und wenn ich mich nicht sehr täusche, neigt die moderne Anthropologie, im Gegensatz zu früher, zu einer entschieden positiven Bewertung des Plurikulturalismus. Es ist nicht «völlig willkürlich» (Solms), «ob man das bloße Faktum der Mehrsprachigkeit positiv, als Vorzug oder Bereicherung, oder negativ, als Nachteil oder Belastung, bewertet», weder wissenschaftlich noch persönlich, und schon gar nicht politisch, zu allerletzt in mehrsprachigen Staaten (das ist die überwiegende Mehrzahl).

Was die Schweiz und ihre Literaturen angeht, so ist zunächst die Existenz verschiedener Produktions- und Rezeptionsräume anzuerkennen, was noch lange nicht heisst, dass die «Literaturen der Schweiz von Natur aus eine harmonische Einheit bilden» (Solms). Das wurde zwar auch schon behauptet, aber eher selten. Einen Gegensatz zwischen dem «Idealismus» der Literaturwissenschaftler und der «Gegenthese» der Schriftsteller zu konstruieren, ist schlicht falsch. Die Dinge liegen eher

umgekehrt: während Wissenschaft und Kritik im allgemeinen die Besonderheit der einzelnen Literaturen betonen, insistieren viele Autoren auf der Notwendigkeit vermehrter Querverbindungen. Diese Querverbindungen (die «innerschweizerischen» Literaturbeziehungen, thematische und strukturelle Vergleiche) spielen innerhalb der schweizerischen Wissenschaftspolitik seit langem eine völlig untergeordnete Rolle (ich habe mich über dieses Manko anderswo geäußert). In bezug auf die quantitativen Verhältnisse der Literaturen steht die dominierende Stellung der Deutschschweiz nicht zur Diskussion, aber ebensowenig die Tatsache, dass es Literaturen der französischen, der italienischen und der rätoromanischen Schweiz gibt. Um wenigstens ein Beispiel zu nennen: 1968 erscheinen nicht nur *Fremdkörper* (Adolf Muschg) oder *König Johann* (Friedrich Dürrenmatt), sondern auch *Le Match Valais-Judée* (Maurice Chappaz), *Eclatant Soleil de l'injustice* (Walter Weideli), *La Fraise noire* (S. Corinna Bille), *Sans Feu ni lieu* (Georges Haldas), *Le Soste del sedentario* (Piero Bianconi), *Il Favoloso spreco* (Grytzko Mascioni), *Sentupadas* (Gion Deplazes). Eine englische Literatur der Schweiz gibt es trotz der zunehmenden Bedeutung des Englischen als Handels-, Wissenschafts- und Computersprache mangels eines eigenen Produktions- und Rezeptionsraumes jedoch nicht, es gibt nur anglophone Autoren und Leser (mindestens theoretisch können natürlich die Verhältnisse einmal «umkippen»).

Vom Nutzen eines Thesenreferats: Es ist immer gut, wenn Formen und Formeln des Selbstverständnisses in Frage gestellt werden, vorausgesetzt, die einer solchen Kritik zugrunde lie-

gende Dokumentation ist hieb- und stichfest. Letzteres ist bei Solms leider nicht immer der Fall. Trotzdem enthält sein Vortrag eine Reihe treffender Bemerkungen, über die Deutschschweizer Tendenz zur «Einigelung» etwa oder über die Zweisprachigkeit innerhalb der eigenen Sprache. Wo er uns den Spiegel vorhält, müssen wir ihm dankbar sein.

Vom Nachteil eines Thesenreferats: Es ist immer problematisch, sich vom ideologiekritischen Vergnügen, einen Mythos zu entlarven, zu undifferenzierten oder gar sachlich unzutreffenden Formulierungen verleiten zu lassen. Da wird dann der Nordjura «hügelig» und der Südjura «flach» (ich empfehle Herrn Solms einmal eine Reise von Biel nach Boncourt), da wird der Jurakonflikt als Resultat der «Verarmung der französischsprachigen Arbeiterbevölkerung» deklariert (ich empfehle Herrn Solms, einmal die sprachlich-kulturellen Motivierungen der Autonomisten-Bewegung zu studieren), da wird das Berner Matten-Englisch als lebendige Sprache der «Unterschicht» vorgestellt (ich empfehle Herrn Solms, einmal in Bern auf die Suche nach einem solchen Sprachsubjekt zu gehen), da wird mit dem undifferenzierten Begriff eines standardisierten Schweizerdeutsch gefochten

(ich empfehle Herrn Solms dringend, das «Millionen-Zürich» nicht — noch nicht! — mit der ganzen Deutschschweiz gleichzusetzen), da wird die literarische «Mundartwelle» als Ausdruck der Standardisierung verstanden (ich empfehle Herrn Solms, einmal die Verse von Mani Matter mit den Versen von Ernst Burren zu vergleichen) und was dergleichen mehr ist.

Fazit: Wir sollen die Voreingenommenheit und die Irrtümer von Wilhelm Solms nicht zum Vorwand nehmen, seine Thesen achselzuckend beiseite zu legen. Dass ein Ausländer vom zutage tretenden Anspruch des Deutschschweizers, «die ganze Schweiz zu vertreten», frappiert ist, dass er die sprachliche und kulturelle Vielfalt der Schweiz als ideologische Leerformel empfindet, muss als ein Indiz dafür verstanden werden, dass unser Plurikulturalismus — und das heisst, einer der fundamentalen Züge des modernen eidgenössischen Staatsgedankens — zumindest für einen bundesdeutschen Intellektuellen nicht oder nicht mehr glaubwürdig ist. Im Hinblick auf 1991: Il y a matière à réflexion. Vielleicht können wir etwas dafür tun, dass wir nicht wie Joseph Roth die «nationale und sprachliche Vielfältigkeit» eines Tages nur noch in nostalgischer Rückschau feiern.

*Manfred Gsteiger*